

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Gesellschaft Schweizer Frauenblatt, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse U.-G., Stodertstrasse 64, Zürich 2, Telefon 7 29 75. Postfach-Nr. VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Wintertur AG., Telefon 2 22 52. Postfach-Nr. VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Zeilen-
metzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Schiffrechtlich 50 Rp. / Keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschlägen der In-
terate - Inseratenabschluss Montag abends

1. August 1944

Der Krieg hat sich so sehr verdichtet, daß wir in immer kürzerer Zeit dem Par-
takte zugutreiben scheinen, auf einem Strom
von Blut und Tränen. Wenige von uns kennen
den Krieg und seine ungezählten Verheerungen
aus eigener Anschauung. Nur vom Hö-
ren und Lesen, aus dem Spiel unserer Vorstel-
lung erleben wir das Grauenhafte oder aus An-
teilnahme am Schicksal anderer. So bleiben wir
unberührt und gehen dennoch im Banne des
Ungeheuerlichen durch jeden einzelnen unserer
Tage.

Darum fällt es schwer und tief dem Gefühl
entgegen, einen Tag einzufaden, der in seiner
Festlichkeit mit früheren Bundesfeiertagen
Vergleichbarkeit haben soll. Selbstam wird es sein,
die leuchtenden Fahnen flattern zu sehen, als
gelte es Freude. Heimat - wir nehmen dieses
geliebte Wort seltener in den Mund als in den
letzten Jahren; denn mit dem Begriffe leben wir
nun eng verflochtenen Tag um Tag. Wir, die
wir uns in die Schuld der Menschheit einbezogen
wissen, haben Widerstände in uns zu überwin-
den, aus dem nicht mehr Belebten, sondern
zur täglichen Bemühung Gewordenen wieder ein
Veredetes zu machen. Und doch werden wir,
wenn dieser 1. August anbricht, uns aus dem
stimmigen Regir der Arbeit erheben, um dem
Ewigigen ins Antlitz zu sehen. Unser Herz leidet
nach der ewigen Quelle. Daß wir sie rein und
unberührt fließen lassen, das mag unser 1. August
1944 werden.

Heimat - nur dann ist sie es uns, wenn
sie im Schatten göttlicher Heimat steht, die
keine Grenzen kennt und alle Völker umfaßt.
In aller Vertrautheit ist sie uns wie das Banner
an Turm das noch Innerliche, das Zukünftige.
Sie will von uns erschaffen, gestaltet
sein, immer neu, in einer Welt, die ihrer Gestalt
von Jahrhundert zu Jahrhundert, rascher jetzt,
von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ändert. Alles Be-
stehende ist heute in einen ungeheuren Schmelz-
tiegel geworfen. So sorgfältig wir Schweizer
Grenzen und Luftraum bewachen, so sind wir
doch genau wie die Völker alle in dem Um-
schmelzungsprozess einbezogen. Aber nicht will-
senlos wollen wir uns der Umwandlung hingeben,
sondern wie Menschen, die die Hand des
Höchsten an sich schafften fühlen. Als unerrück-
bare Sternbilder müssen wir die göttlichen Ord-
nungen in unserem Blute tragen. Nur anfangen
können wir die große Arbeit des Ordens nach
dem Krieg, können unseren Weg durch die
schrecklicheren Drahtverhänge von Haß, Vergeltung,
Rache, Schmerz und Heimatlosigkeit bahnen. In
die Hände unserer Kinder werden wir Last um
Last legen müssen. Sie auf das rechte Erbe zu
beweisen, ist zugleich unsere Aufgabe; denn neue
Würdevollheit, engere Schicksalsverbundenheit,
größere Verantwortlichkeit des einen für den an-
dern wird Ziel auch der Völker sein müssen.
Wie sehr wir Gott danken, daß wir im Frieden

An das Schweizervolk

Es entspricht dem am Bundesfeier-
tag immer aufs neue in Erinne-
rung gerufenen Wappspruch der Männer
vom Rütli: „Einer für alle, alle für
einen“, daß auch dieses Jahr vom Bundes-
feier-Komitee eine Sammlung zugunsten
eines wohltätigen, gemeinnützigen Zweckes
durchgeführt wird. Ihr Ertrag soll 1944
dem Schweizerischen Roten Kreuz zugute
kommen. Keine andere Zweckbestimmung
würde im gleichen Maße den besondern
Verhältnissen und Anforderungen der ge-
genwärtigen außerordentlichen Zeit Rech-
nung tragen.

Der Aufgabekreis des Schweizerischen Ro-
ten Kreuzes hat durch die besondern Be-
dürfnisse, die durch den Krieg hervorbe-
rufen worden sind, eine beträchtliche Er-
weiterung erfahren. Dieser Tätigkeit
kommt eine erhöhte Bedeutung zu. Würde
das Rote Kreuz nicht schon vor dem
Kriege vorhanden gewesen, so hätte zweifel-
los eine ähnliche staatliche Einrichtung
seither geschaffen werden müssen. Obgleich
es eine private Institution ist, erfüllt es
gerade in der Kriegszeit eine Reihe von
Aufgaben, die im Grunde genommen Sache
der Allgemeinheit sind.

Umso mehr verdient das Rote Kreuz un-
serer Sympathie und tatkräftige Unterstüt-
zung. Welch wichtige Rolle ihm gerade
während der Mobilisation unserer Armee
zukommt, geht daraus hervor, daß es dem
Armeesanitätsdienst das gesamte freiwillige
Pflegepersonal und Spitalmaterial zur
Verfügung stellt. Darin liegt auch eine un-
entbehrliche Vorstufe für den Kriegesfall.
Das Rote Kreuz widmet sich weiter der stän-
digen Verbesserung der Ausbildung der

Krankenschwestern. Es hat auch den Mut-
terbedienst organisiert, und zwar nicht
nur für die Armee, sondern auch für die
Zivilbevölkerung. Seit der Mobilisation ent-
faltete das Schweizerische Rote Kreuz auf
dem Gebiete der Soldatenfürsorge und der
Hilfslieferungen und Interniertenhilfe eine
jegensreiche wie fruchtbare Initiative.

Seine Tätigkeit bleibt nicht auf die
Schweiz beschränkt. In Verbindung mit
dem internationalen Roten Kreuz hat es
seine Dienstleistungen durch die Veran-
staltung von Kinderhilfsaktionen in
Frankreich, Finnland, Belgien, Serbien,
Kroatien, Griechenland und Italien auf
das Ausland ausgedehnt und dadurch viel
Kriegsnot und Elend gemildert.

Die Bewältigung dieser stark gesteigerten
Aufgaben erfordert vermehrte finanzielle
Mittel, die nur durch freiwillige Beiträge
aufgebracht werden können. Dem Schwei-
zervolk bietet sich Gelegenheit, anlässlich
der Bundesfeierammlung erneut seine
menschenfreundliche Gesinnung zu bezeugen
und dem Roten Kreuz für seine eble,
dem Schweizernamen zur Ehre gereichende
Tätigkeit Dank und Anerkennung zu zol-
len. Gewiß haben viele, an die sich dieser
Appell richtet, mit den eigenen Sorgen
und Nöten genug zu tun. Solange wir
aber das unermessliche Glück haben, von
den Schrecken des Krieges verschont zu
bleiben, hat immer noch an jeder die Mög-
lichkeit, sein Scherlein an die Hilfe zu-
gunsten aller jener beizutragen, die vom
Kriege ungleich härter getroffen worden
sind.

Dr. W. Stampfli
Bundespräsident

Der Waadtländer Schild

1859

In der Brücke zu Kaufonne
Sünet der Wappenschild von Waadt,
Darauf „Baterland und Freiheit“
Froch das Volk geschrieben hat.
Erzogenen glanz das Wappen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Wo schrieb man in Helvetien,
Und von Eten war der Stilt!

Siehn im regen Bräudenwandel
Walef sich ein schönes Bild;
Liebend hebt ein kleines Dindchen
Seinen Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit“ und das „Baterland“!
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
Am Metall hinauf, hinauf,
In den sonnbüchigen Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Loden
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenröte
Kof' an Hofe blähen spricht.

Aber auf derselben Brücke
Geht ein einsam fremder Mann,
Wandelt mit ergauntem Saare
Still und küßt in Acht und Bann;
Er gemahrt das Spiel der Kleinen,
Krafter liegt gleiches sein Blut,
Doch um schmerzhaft zu klagen
Um verlorenes höchstes Gut!

„Welche Worte seht ihr schreiben
Hier die Unschuld und das Glück!
Weshool werden sie mein Schönen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Grauel
Im Verrat zusammenbrach,
Lehret hier ein Kind das andre,
Singt der Vogel auf dem Dach!

„Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner eure Korn?
Sind denn lauter eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach! sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid - nicht weiß ich's -
Doch geeignet seht ihr euch!“

Gottfried Keller

Erinnerung an Ferdinand Bloem, französischer Re-
publikaner, 1848 Mitglied der provisorischen Regie-
rung, lebte seit dem Staatsstreich von 1852 im schwei-
zerischen Exil und starb in Lausanne. Er war es, der
auf der Brücke die zwei Kinder sah.

Antwort auf ein Telegramm

Der Bund Schweizer Frauenvereine und der
Verband für Frauenstimmrecht hatten an Frau
von Horthy ein Telegramm mit der dringlichen
Bitte gerichtet, sich persönlich für die verfolg-
ten Juden in Ungarn einzusetzen. Sie sind nun
im Auftrage der Kabinetts-Kanzlei des Reichs-
verweisers telegraphisch informiert worden, daß
Frau von Horthy alles in ihrer Macht stehende
tun wird, um den Geboten der Humanität Ge-
tung zu verschaffen.

bis zur Stunde leben dursten, spüren wir, daß
das zu billige Münze wäre, um von der
Dankeschuld loszutreten. Dank allein wird un-
sere persönliche Hingabe im Dienste unserer Hei-
mat sein.

Darum mag Bundesfeiertag heute heißen:
Rückschau auf unsere tapferen, einfachen Väter,
die so klar ihren Weg verfolgten, und Erhe-
bung aus der verwirren Gegenwart zum inni-
gen Gebete, daß wir bestehen mögen als Volk
und Einzelne, um den Willen zu erfüllen, nach
dem wir als Volk und Einzelne geschaffen wor-
den sind. EF.



Ein heiterer Roman von A. E. Monti.

Vergessliche Ferien-Verweigerung umgibt der junge Albert Pfäfer nicht,
denn seiner Ferien die Schauspielerei ist. Sie beginnt ihm nicht un-
freundlich. Und unentwundert aber verhält sie der Schauspielerei. Eben-
marter, welcher in dem Jüngling einen gefährlichen Rivalen erblickt. Eben-
marter wurde ihm ein Streich gespielt, daß er insofern der ersten Enttäufung
nur noch nicht anstatt singen kann. Wo ist Erleichterung? Da für Monti be-
trachtet?

Zehn Minuten später hielt der Tag vor einer
Vorhänge. „Da ist er!“ sagte der Wirt und zeigte auf einen
graubärtigen Mann, der allein an einem Tische saß.
„Herr Carl Banoni?“ fragte Albert.
„Was wollen Sie?“ brummte der Sänger.
„Wir wollen Sie abholen. Sie müssen mit uns
ins Theater kommen und den Marzetto singen. Der
Tag wartet draußen.“

„Ich singe nicht!“ erklärte der Mann brüsk und
winkte dem Kellner.
„Aber Sie haben doch Herrn Dübelsbeiß zugeagt,
Herr Banoni!“

„Ich hab's mir anders überlegt“, antwortete der
Sänger. „Ich singe nicht!“

Er schlug mit seiner ungeheuren Faust auf den
Tisch und schaute seinen jungen Besucher wütend
an. Plötzlich jedoch glätteten sich seine Züge und ein
nachlässiges Lächeln huschte über sein Gesicht.
„Nichts für ungut, junger Mann. Trinken Sie
und lassen Sie mir ein wenig Gesellschaft!“

Albert begann Gewissensbisse zu empfinden. Es
war nicht zu leugnen, wenn die Vorstellung abge-
brochen werden sollte, so war das allein seine Schuld.
Seine Nachacht war gut gelungen, doch solche Folgen
hatte er nicht bedacht. Nun waren die Festtag-
den alle Mitglieder des Ensembles, inklusive Wirt.
Er fand es lächerlich, daß gerade dieser verlogene
Kerl die Hilfe bringen sollte. Er betrachtete verflissen
den ins Glas starrenden Sänger und flüsterete plötz-
lich vor sich hin:
„Der Agent hatte doch recht. Ich habe die Wette
verloren...“

„Wie...?“ sagte Banoni, der plötzlich hellwach
war. „Was haben Sie gesagt?“

„Ach, nichts“, meinte Albert leichthin. „Ich sprach
von einer Wette, die ich verloren habe. So ein
schmieriger Agent, hat nämlich behauptet, nun...“,
es ist ja egal...“

„Was hat er behauptet? Daß ich... daß ich meine
Stimme verloren hätte, wie...?“

„Ja, irgend so etwas hat er dahergeredet. Ich
habe Sie früher oft gehört und habe ihm geant-

wortet, daß man eine solche Stimme nicht plötzlich
verlieren könne, und daß Sie heute noch alle Zei-
nere des Landes in die Tische flüchten, wenn...“

„Tu ich auch!“

„Ich weiß es... Doch... die Wette hätte ich
verloren!“

„Was für ein Kerl hat das behauptet? Etwa der
Armin Bepf?“

„Ja!“ log Albert.

Banoni knirschte hörbar mit den Zähnen und
ballte die Faust. „Gehen wir!“ rief er zwischen den
Zähnen hervor. „Sie sollen Ihre Wette nicht ver-
lieren! Ich tue es nicht! Ihrem schäbigen Direktor
gucke nur Ihre Brettergenue in ich's, junger Mann.
Hören Sie?“

Schwerfällig erhob er sich und ließ sich in seinen
Mantel helfen. Schwiegend folgte er dem jungen
Mann, der die Wette schnell, bevor sich Banoni
anders beginnen konnte, in das wartende Auto
schleppte.

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind!“ rief
Nicola seinem Rettungengel entgegen, doch der
würdigste ihm keines Blickes, sondern knappte nur an
ihm vorbei.

„Wieviel Zeit haben wir?“ knurrte er.

„Nächstens zehn Minuten!“

Da umringelten die Garderobiers den Anstößling
und kiffen ihm die Kleider vom Leib. Einer schmuckte,
einer frickelte ihn, einer postete ihm die Stiefel an,
einer zwängte ihn in die Kluftung hinein. Banoni
ließ alles stumm mit sich geschehen, und erst als

mit Ach und Krach sein Bauch in die enge Kluftung
placiert war, knurrte er: „Einen Cognac!“

„Wieder Gott!“ höhnte Nicola. „Er ist ja schon
heiß völlig betrunken! Die Leute werden wiehern,
wenn sie dieses Schnapsmaß erblicken!“

Der Agent traste sich nachdenklich das Kinn.
„Ja, dieser Banoni hat sich fast verändert. Ich
habe ihn vor drei Jahren selbst gehört. Damals
war seine Stimme noch ganz passabel. Jetzt scheint
er mir allerdings noch ganz unten zu sein.“

Er verknümmte, ba der Kofel jetzt in der Garderobier-
schänke erschienen und sich gegen die Bühne hin
bewegte.

„Gleich wird er hinfallen“, flüsterte der bestürmte
Direktor. „Schnell, wenn er mir nur nicht auf offener
Bühne hinplumpft!“

Aber Carl Banoni fiel nicht hin. Langsam Fuß vor
Fuß gehend, bewegte er sich wie ein Baby, das gehen
lernt.

„Herr Banoni!“ rief ihm Nicola nach. „Soll ich
von der Vorhang treten und anfragen, daß Sie die
Hölle überrennen haben?“

Er nickte, und als Nicola durch den Vorhang
schlüpfte, um den Rollenwechsel anzufordern, bis er
liegen und lauschte angepant. Dann huschte ein
Lächeln über sein Gesicht. Die Zuschauer applau-
dierten, als sie seinen Namen hörten. „Sie haben
mich nicht verzeihen“, flüsterte er. „Sie meinen mich,
lieben mich.“

Dieser Applaus wirkte gleich einem Lebenselixier
auf ihn. Mit einem Mal schien er verändert, ver-

Frauenorganisationen als Ausdrucksform politischen Wirkens

Was das Bild der „Frau von heute“, der „Frau von morgen“, angeht, geht seit einiger Zeit ein merkwürdiger Kampf durch die Männerwelt. Er bildet ein, daß die moderne Frau vor allem auch durch ihre Eigenartlichkeit zu jeglicher Organisation getrieben sei.

Da heißt es etwa: „Die Organisation, dieser Vorgesänger der Gegenwart, entspricht nicht dem Leben, normalisiert alles Künstliche.“ Die offiziellen Organisationen haben manche hilflosen Frauen ab. Es sind Maschinen, und die Helferin ist ein Rad im Nebenwerk. „Und im Nebenwerk hat dieser Krieg wieder gezeigt, daß sich die Frauen nie und nimmer organisieren lassen. Organisation ist dem Weiben der Frau im Innersten unzulässig.“

Verartige Meinungen wollen scheinbar die Eigenart der Frau, ihre Interessen befürworten. In Wirklichkeit aber sind sie den Frauen gerade entgegengesetzt. In Form dieser Schlagwörter läuft eine ganze Herde trojanischer Pferde herum. Was das trojanische Pferd zu bedeuten hat, weiß man: „Die Trojaner waren mit Blindheit geschlagen und führten das Ungeheuer jubelnd auf den heiligen Berg“, wo dann alsbald die feindlichen Krieger aus dem Pferd heraustraten und die ahnungslosen Bürger erlöbten.

Der Begriff „Die Frau von heute und morgen“ hat suggestive Kraft. Wer möchte sie — übrigens mit vollem Recht — nicht auch verkörpern? Aber hätten wir uns vor der Gedankenlosigkeit, durch diese Meinung unermüht mit dem, uns in die Schuhe geschoben, Charakterzug der „Organisationsfeindlichkeit“ zu hypostrophieren und damit schließlich noch selbst an ihn zu glauben. Diese Beurteilung ist nicht nur grundlos, sondern auch gefahrlos. Wenn die Frauen sich selbst von ihrer „Organisationsfeindlichkeit“ überzeugen lassen, so würden sie damit die Waffe, welche der wirklichen weiblichen Eigenart Geltung verschafft, nämlich den Willen zur Vereinigung der Frauen, aus der Hand sinken lassen.

Anstatt uns, von Blindheit geschlagen, ins eigene Fleisch zu schneiden, wollen wir lieber die Augen öffnen und diese trojanischen Pferdelein noch vor den Mauern unserer Stadt ein wenig unter die Lupe nehmen.

Natürlich vermag die Frau in ihrem persönlichen Kreis durch unmittelbares Wirken so viel — und feuert damit indirekt zum Wohl des Ganzen, der Allgemeinheit bei — das sind doch die Worte, mit welchen man die Frauen von ihrer Organisation abzulenken versucht. Sie sind recht und gut, aber damit ist eben nur ein Teil der im Interesse der weiblichen Eigenart erprobten Aktivität der Frau im Dienste der Gemeinschaft gemeint. Neben den Aufgaben, welche jeder Frau auf Schritt und Tritte erwachsen, gibt es eine Anzahl von Aufgaben, die nur eine Gemeinschaft von Frauen bewältigen kann. Und dann darf vor allem auch nicht vergessen werden, daß es soziale, wirtschaftliche, politische Verbesserung der Lage der Frau in erster Linie durch gezielten weiblichen Willen, also durch Verbände von Frauen, erreicht werden kann.

Die „Frau von heute“ und die „Frau von morgen“ möchte auch außerhalb der engen Gemeinschaft, der Familie, ihr weibliches Wesen

in weiteren Gemeinschaften kräftig entfalten und damit überhaupt ihre Persönlichkeit und ihre persönlichen Möglichkeiten.

Viel weniger als man glaubt, wird nun dieser Boden der persönlichen Entfaltung nicht von den Einzelnen geschaffen. „Schmeidem ihres Blicks ist die Einzelne weit nur innerhalb eines von anderen Kräften bestimmten Spielraumes. Wer die Bedeutung der weiblichen Organisationen unterschätzt, begeht den Irrtum, nicht in Betracht zu ziehen, daß der heutige bereits erweiterte Spielraum weiblicher Möglichkeiten, weit davon entfernt, eine Selbstverständlichkeit zu sein, ja gerade zu einem beträchtlichen Teil ein indirekter Erfolg weiblicher Organisations-tätigkeit ist.“

Darum lerne sie aus der Vergangenheit für die Zukunft. Die Vereinigung der Frauen ist eine wirksame Waffe, dieses Ziel einer erweiterten Entfaltung herbeizuführen.

Selbstverständlich gibt es kurzweiligere Stunden als an einer Vereinigung, selbstverständlich präsentiert sich bei vielen anderen Arbeiten deren produktiver Wert schneller und sichtbarer. Aber wer möchte denn den Weg, welcher ihn zu der Verwirklichung der Grundlagen einer größeren persönlichen Entfaltung führt, nicht beschreiten, weil er einige notwendige Umlage beschreitet.

Zusammenschluß, Bund, Vereinigung bewirken Einigkeit. Einigkeit macht Kraft. Nicht nur die Männer, auch die Frauen. Der Zusammenschluß ist eine ununterbrochene Kraft. Sie ist größer als die Summe der Kräfte der einzelnen Beteiligten. Das Verbinden erzeugt eine Konzentration von Willenskraft, welcher aus der andern Seite, das heißt bei den nicht Vereinigten, nur einer Vergehung der Willenskräfte gegenüber steht. Darum auch die Durchschlagskraft der wirklich aus Fülle freudigen Vereinigungen. Sie organisieren in das wunderbare Werkzeuge, mit welchem eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Persönlichkeiten immer wieder ihren Willen gegenüber einer gleichgültigen oder auch ungünstig gestimmten Masse durchzusetzen kann. Die geschichtlichen Beispiele dafür sind ungezählt. Uns Schweizerinnen liegt dieser Satz das allererste Beispiel noch näher als jeder: Die Geburt und die Entwicklung der Eidgenossenschaft zeigt bis auf den heutigen Tag für die Kraft des Bundes weniger Menschen gegenüber einer riesigen Außenwelt.

Darum möchten wir gerade am 1. August die Lehre beherzigen, welche der Bundesvertrag uns Frauen noch im besonderen erteilt. Er zeigt uns doch, daß sich die Frau enkräfte vereinigen müssen, wenn sich der gedanklichen und seelischen Eigenart der Frauen größere Geltungsbereiche öffnen sollen.

Unsere Frauenorganisationen haben aber, solange die Schweizerinnen noch nicht Aktivbürgerinnen sind, außer der Bedeutung als kraftvolles Mittel zur Erweiterung des weiblichen Geltungsbereiches noch einen anderen tiefen Sinn.

„Der Frauenverein“ heißt es allenthalben immer und immer wieder, „der Frauenverein“. Nun gibt es ja in der Schweiz keinen „Frauenverein“, sondern einfach die einzelnen Vereinigungen von Frauen, welche teils von Dachorganisationen umfaßt werden. Und dennoch ist „der Frauenverein“ ein Begriff, welcher einer merkwürdigen Respekt einflößt, eine Macht, die in Betracht gezogen wird.

Nun, „der Frauenverein“ ist nichts anderes als Bezeichnung für das in der Schweizerinnen lebende Prinzip einer Eingung von Frauen, ein gemeinschaftliche überpersönliche Zweck, die unser Zusammenleben nahelegt, zu verwirklichen. Dieses Prinzip ist nichts anderes als der Wille zu politischer Zusammenarbeit der Frauen auf dem-

kräftiger Basis. Die Frauenbewegung ist bis heute dessen einzige realisierte Gestalt — aber er ist damit immerhin in Erscheinung getreten. — „Der Frauenverein“, dieses mythische Gebilde, ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art Parallellat der Schweizerinnen zum Staat der Schweiz. Mit der Gründung von Frauenvereinen haben auch einmal die Frauen, das sonst von Männern bezeugte Recht der Staufschwein bezeugt. „Der Frauenverein“ stellt den Eidgenossen die „Eidgenossinnen“ gegenüber.

Parallellat — man hört den Ausdruck nicht gern. Am allerwenigsten sicher aber die Frauen. Denn seit Jahrzehnten ist ja ihr schönlicher politischer Wunsch, daß unser nationales Organisationsleben in einer Weise geordnet wird, welche den Frauen ebenfalls sämtliche politischen Wirkungsmöglichkeiten gibt.

Demokratie!
Am 1. August wird dieses Wort in Tausenden von Gemeinden mit dieser Ueberzeugung und hinzugehöriger Begeisterung ausgesprochen. Möchte es doch in den Herzen so lebendig werden, daß über kurzem aus den zwei Millionen Schweizerinnen auch „Eidgenossinnen“ würden, daß die Frauen voll und ganz Bürgerinnen würden. L.M.

Hundert Jahre Diakonissenhaus Bern

El. St. Am 25. Juli feierte das Diakonissenhaus Bern sein hundertjähriges Bestehen. Seine Gründungsbericht ist einer Frau, die mit unermühter Energie und Unmüde aus kleinen Anfängen ein Werk aufgebaut hat, das in den vergangenen 100 Jahren unendlich viel Segen ausgeübt hat. Wir entnehmen dem Bericht von Diakonisse Lydia Locher einige Angaben über die Entstehungsgeschichte, wobei uns besonders auch ihre Angaben über die Gründerin, Sophie von Württemberg, interessieren.

„Es war am 25. Juli 1844, als ein armer Tagelöhner die Stadt Bern mit einem zweierfüßigen Karren führten, auf dem einige alte Weibchen mit Kindern sitzen sahen. Die Karren gab niemanden besonders acht, bis alle aufmerksam die Weibchen eine besondere Ausgebühre ausüben. Aber auf dem Karren lag etwas, welches das höchste Auge nicht übersehen und die geschickte Hand nicht zu fassen vermochte — ein Senfkorn! Und dieses Senfkorn wuchs so, daß es nach fünfzig Jahren keine Aeste und Zweige über drei Linder ausbreitete. Der Karren mit dem unglücklichen Senfkorn hielt still in der Herzogstrasse Nr. 36 (jetz 26). Die wenigen Betrübtete bildeten mit einigen alten Weibern den Anfang des Hauses.“

So zählte 1894 Vater Dänbiler mit wenig Strichen den Anfang des Berner Diakonissenhauses. Zum Jahre 1809 wurde im Schloss Wiltgöthen bei Bern ein Mädchen, Sophie von Württemberg, geboren. Ihr Vater war Oberst und Landvogt, Geschäftsführer und Kenner von sieben Sprachen, die Mutter, eine geborene von Barren, frühere Hofdame der Prinzessin von Oranien. Sophie wurde vom Vater so streng und in größter Einfachheit erzogen.

Als fünfjähriges Mädchen ließ Sophie ihre Puppe immer wieder krank werden und pflegte, wusch und badete sie, bis die Farbe verblaß war. Als junges Mädchen beachte sie arme Kranke und warte sich den Jücker für sie von Wunde ab. Der größte Teil ihres Tagelohnes gab sie monatlich fünfzig Franken der Witwe barth. Dafür schickte sie sich nicht, abgelenkte Kleider ihrer Freundinnen auszutragen. Mit diesen Freundinnen gründete sie einen Frauenverein. Die Mitglieder besuchten arme Kranke und brachten ihnen Lebensmittel, Kleider, Holz und Weibliche. Bald aber zeigte sich die Notwendigkeit, Kranke zur Pflege aufzunehmen. So entstand in einer Hinterhauswohnung mit einem größeren Zimmer und drei Stubben das kleine Spital, von dem oben die Rede war. Sophie wurde von ihren Freundinnen zur Leiterin bestimmt; sie hatte Fieberneiseln eben erkrankendes Diakonissenhaus in Rapperswil und viele heilende Aufnahmen in England kennen gelernt. Mit vierzig Jahren begann sie, die vornehme Patrikinin, die Kranken zu pflegen und den Haushalt zu führen. Eltern und Verwandte entrüsteten sich und luden sie davon abzuhalten. Aber sie blieb fest. Nach einem Jahr trat die erste Diakonisse, Margarethe Schwegler, ein. Nur langsam folgten weitere; nach zehn Jahren waren es bloß sieben Diakonissen. Nach und nach, als der Widerstand gegen die sogenannten „Bettmännern“ nachließ, wurden Diakonissen in Spitalen...

„Ich muß auf die Bäume“ und schon war sie ihm wie ein Weisel entfallen.

„Es war ein saurer Tag, ich weiß. Aber ich ärgerte mich so sehr über die Bäume, wie er das plötzlich aufsteckte und unsere eigenen Wachstümme für mich. Ich konnte wirklich nicht wissen, daß wir ein Gewitter kriegten. Ich wollte ihm nur ein wenig lächerlich machen.“

„Ich möchte Ihnen eigentlich böse sein“, meinte Rita, „denn Sie haben uns in eine schreckliche Situation gebracht. Aber Sie haben dann alles wieder herausgerufen durch diesen Kanon.“

„Ein herrlicher Sängert, nicht wahr? Viel besser als Bragmaret.“ Doch diesen letzten Satz schien sie nicht zu hören.

„Ich habe mich über Bragmaret auch geärgert. Wirklich lächerlich, daß er uns nachkommen ist! Ich kann Herumplanieren nicht leiden!“

„Ich auch nicht Gerade deshalb wollte ich ihm eine kleine Aktion erteilen. Außerdem wollte ich mir Ihnen allein sein.“

„Sei zwei Tagen höre ich von Ihnen nichts das selbe. Sie wollen mit mir allein sein. Nun, jetzt sind wir allein. Was haben Sie mit allo zu sagen?“

„Er trat einen Schritt näher: „Ich liebe Sie wahnsinnig.“

„Wie soll ich Ihnen das glauben? Sie kennen mich ja gar nicht. Sie wissen nichts von mir. Und ich weiß nichts von Ihnen. Soll ich Ihnen vielleicht sofort um den Hals fallen?“

„Ja!“ rief Albert begeistert. Ihn war plötzlich zu-

Nachrichten der Woche

Inland
An der Erinnerungsfest für die Schlacht bei Dornach sprach Bundesspräsident Dr. Stammli und betonte die Notwendigkeit der gegenseitigen Achtungnahme der Solidität und des Vertrauens zwischen Regierung und Volk.
Wegen der Unwissenheit der Behörde der ungarischen Juden haben ferner protestiert der Kirchensrat des Kantons Glarus, der bernische Synodalkonvent; weiter die Schweizerische Lebensrettergesellschaft und die Studentenschaft der Universität Zürich, die an den Bundesrat, die kantonale Verwaltung und die Bundesversammlung die entsprechenden Ereignisse im Namen der Christlichkeit und Menschlichkeit bei der deutschen Regierung schriftlich zu protestieren.“

Der neue Schweizerische Gesandte in Großbritannien, Minister Paul Krieger, ist mit Gemahlin in London eingetroffen.
Der neue französische Gesandte für die Schweiz, der Schriftsteller Paul Morand, hat sein Amt in Bern angetreten.

Anfolge der sehr intensiven Tätigkeit allierter Truppen in Ostdeutschland sind zahlreiche Bomber zur Notlandung in der Schweiz zurückgekehrt; einige sind abgestürzt.

Inland
Das deutsche Nachrichtenbureau gab Kunde von einem Bombenattentat auf Reichsanwalt Ritter, in dessen Umgebung 13 hohe Militärs verletzt wurden. Er selbst trug nur leichte Verletzungen davon und hielt gelegentlich Tages eine Rede. Das Bombenattentat mit hohen Militärs zur Hilfe gelang, der Attentäter, Herr Graf v. Stauffenberg, wurde erschossen. Strenge Maßnahmen zur Vermeidung des Herzes und der Verwaltung wurden sofort ergriffen. Die oberste Leitung der „Weimarer Republik“ wurde dem Innenminister und Reichschefminister im Reichstag, dem neuen Amt des „Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz“ wurde an Oberfeld gegeben, dem der Auftrag erteilt ist, den gesamten Staatsapparat (Bank, Post, öffentl. Anstalten und Betriebe usw.) einem noch tieferen Grad der Mobilisierung aller Menschen und Maschinen für den Krieg unterzuwerfen.

In der deutschen Wehrmacht ist an Stelle des abgemordeten militärischen Chiefters der Hitler-Krieg eingeführt worden.

Präsident Hitler wurde in abendlicher Wehrmacht von der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten für eine 4-Wahlperiode zum Reichsbürgerpräsidenten gewählt.

Das ganze japanische Kabinett Tojo ist zurückgetreten, der japanische General Kawada erhielt eine Wehrmacht mit verfallenen Kurs.

Der französische Teil von Singapur am Generale wurde als „Verfallenenmaßnahmen“ von „S. Berühmtenverbänden“ durch Feuer zerstört, das Vieh gezeichnet, die Menschen, soweit sie nicht fliehen konnten, deportiert. Der Ort ist zerstört und menschenleer.

Kriegsereignisse
Osten: Laut russischer Meldung ist die deutsche Luftlinie in voller Aktion. Die Russen eroberten u. a. Ostrov, Cholm, Lublin, Kofow, Stanislaw, sie haben Lemberg umgangen und ihre Vorhut haben 60 Kilometer vor Warschau. Die Verluste der Deutschen in den letzten 30 Tagen sollen 380 000 Tote und 150 000 Gefangene betragen; die Deute an Kriegsgeräten ist enorm.

Drei große Kesselkesseln sind im Gange, die sich um die Gebiete von Dinaburg, Bialystok und Lemberg ziehen.

Frankreich: Westlich von St. Es finden erbitterte Kämpfe statt. Starke deutscher Widerstand macht sich bemerkbar.

Italien: Die Alliierten haben das stark verteidigte Ancona erobert, ebenso Ancona. Marina di Pisa ist erreicht, französische Truppen haben knapp 20 Kilometer vor Florenz.

Asien: Amerikanische Truppen landeten auf der Insel Guam.
Luftkrieg: Die intensive Tätigkeit der allierten Bomber geht u. a. in Ebnburg, Schweinfurt, Friedrichshagen, Augsburg, München, Koblenz, Straßburg, Mainz, Saarbrücken, Leipzig, Tilsit, Stuttgart, Berlin, Kiel, Frankfurt, Aachen, Westfalen, Ostpreußen wurde Tilsit von russischen Bombern getroffen.
Die deutsche Fliegerbombe schädigt anbauender London und Südenland.

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 577 22
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volkedienst

Berichtigung

Leider hat in Nr. 30 im Artikel „Entlich“ der Rufus über die Juden an einigen Stellen Missverständnisse herorgebracht. El. St. legt Wert darauf, ausdrücklich festzustellen, daß sie niemals schweizerische Beziehungen im Auge gefaßt hat und mit diesem Rufus lediglich die nationalsozialistische Einstellung kennzeichnen wollte, was leider zu wenig zum Ausdruck gekommen ist und was sie ausdrücklich bedauert.

„In dem ich etwas benommen, nervös. Nur laß, gleichsam taßend lang er die ersten Töne, doch allmählich schloß ich meine Stimme. Und als er die Schritte zu hören begann, fielen alle Hemmungen von ihm ab. Mit elementarer Gewalt strömten die Töne aus seinem Hals, so vollendet schön, daß selbst der ewig schneidende Feuerstrom in der ersten Luftlinie erwiderte und erkaunt Ludwig und Ohren ausließ. Mithelos schmetterte Carl Bononi das hohe C heraus, und als das Publikum lebend brüllte, trampelnd „Aa capo“ schrie, ließ er sich nicht lange bitten, sondern wiederholte die ganze Arie nochmals.“

Agent Döbelberth strahlte, Direktor Nicolai strahlte, alle strahlten. Nicolai, der inzwischen erfahren hatte, auf welche Weise Bononi überföhrt worden war, umarme Albert enthusiastisch. „Großartig! Sie haben mir dieses Schicksal eingetroffen, aber Sie haben mich noch gerettet!“

Nun waren sie alle wieder freundlich zu Albert. Sie lachten ihn an und klopfen ihm auf die Schulter und gratulierten ihm. Auch Rita empfang ihn liebedeif, als er in der nächsten Pause in ihre Garderobe trat.

„So, Sie Wägenrich! Mit Ihnen habe ich noch ein Sünderin zu reden!“

Obgleich er merkte, daß sie nicht mehr böse war, hielt er es doch für angebracht, sich zu entschuldigen.

„Es war ein saurer Tag, ich weiß. Aber ich ärgerte mich so sehr über die Bäume, wie er das plötzlich aufsteckte und unsere eigenen Wachstümme für mich. Ich konnte wirklich nicht wissen, daß wir ein Gewitter kriegten. Ich wollte ihm nur ein wenig lächerlich machen.“

„Ich möchte Ihnen eigentlich böse sein“, meinte Rita, „denn Sie haben uns in eine schreckliche Situation gebracht. Aber Sie haben dann alles wieder herausgerufen durch diesen Kanon.“

„Ein herrlicher Sängert, nicht wahr? Viel besser als Bragmaret.“ Doch diesen letzten Satz schien sie nicht zu hören.

„Ich habe mich über Bragmaret auch geärgert. Wirklich lächerlich, daß er uns nachkommen ist! Ich kann Herumplanieren nicht leiden!“

„Ich auch nicht Gerade deshalb wollte ich ihm eine kleine Aktion erteilen. Außerdem wollte ich mir Ihnen allein sein.“

„Sei zwei Tagen höre ich von Ihnen nichts das selbe. Sie wollen mit mir allein sein. Nun, jetzt sind wir allein. Was haben Sie mit allo zu sagen?“

„Er trat einen Schritt näher: „Ich liebe Sie wahnsinnig.“

„Wie soll ich Ihnen das glauben? Sie kennen mich ja gar nicht. Sie wissen nichts von mir. Und ich weiß nichts von Ihnen. Soll ich Ihnen vielleicht sofort um den Hals fallen?“

„Ja!“ rief Albert begeistert. Ihn war plötzlich zu-

mute, als würde das Schicksal gefallen, auf daß er schon fünf Jahre erwartet hatte.

„Er beugte sich wieder zu ihr und preßte seinen Mund auf ihren Mund.“

Man muß sich vor Augen halten, was das für einen Nebenbuhler! Das erste Mal, als er sich mit solchen Herabgedanken einem Mädchen näherte, wurde er ausgesetzt, das zweite Mal verlangte man ununterbrochene Beziehung von ihm, und das dritte Mal wurde er sogar zu Polzeibühne verurteilt. Aber jetzt hatte er es erreicht! Es war wie ein Nitterkrieg, der ihm von seiner Herzsbahn erteilt worden war. Es blühte in ihm. Oh, dieser Kuß, er wollte ihm ausdehnen in alle Ewigkeit...“

Doch da schloß die Kinnel, Rita sprang auf.

„Ich muß auf die Bäume“ und schon war sie ihm wie ein Weisel entfallen.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntnis zum schweizerischen Wesen der Dichterin Ricarda Huch

„Es fiel mir auf, wieviel selbstbewußter und sicherer im Auftreten die einfache Bevölkerung in der Schweiz war als dagegen. Sie schienen nicht durch eine Kraft von den höheren Schichten getrennt zu sein. Dies war dem Geist und dem Gemüthe ein Anzeichen, nicht nur von Kultur, auch der anderen Seite war trotz der demotischen Verfassung der Charakter

vieler Familien aristokratisch, das heißt, sie schienen sich der Verschlingung bemußt, dem ganzen Volk durch Genüßung und Verhalten ein Vorbild geben, die kulturellen und politischen Ziele, die von den Vorfahren errungen waren, pflegen und mit ihrer Person und ihrem Weis für die Heimat sich einbringen zu wollen.“

„Es gab es mir, daß die Familieneigenschaft gepflegt wurde, daß viele Familien ihren Ursprung in weit zurückliegende Jahrhunderte zurückverfolgen konnten, daß man schon aus dem Namen einer jeden schließen konnte, aus welcher Gegend sie stammte. Im Deutschland hatten fast nur die adligen oder alte reichshäufige Familien einen Stammesbaum; in allgemeinen ging die Erinnerung zum Alter der Großeltern hinan. Gegen sie die Familieneigenschaft wurde die Verschlingung der Städte, der Kantone, des Landes und Volkes gepflegt, und zwar nicht nur von städtischen Schichten. Es gab in Zürich viele Herren, die Kaufleute oder Fabrikanten waren oder gewesen waren und sich mit Einzelvorfahren in der Geschichte beschäftigten. Viele von den Neuaherblättern, die nach alter Sitte von einer Reihe von Gesellschaften herausgegeben wurden, kamen auf diese Weise aufhau. Die allgemeine schweizerische Geschichte war dem ganzen Volk bekannt, die großen Schicksale wurden mit freudiger Teilnahme von allen geteilt. Wie anders war das bei uns. So gewaltige Ereignisse, wie die Zerstörung am Ende des 17. Jahrhunderts waren den meisten Deutschen kaum bekannt, nicht einmal die Befreiungskriege konnten für alle Deutschen eine glori-

leber gerufen, suchte in die Hinterhöfe des Infel-
piti als

Das führte Sophie von Burkenberger auf diesen
dauernhaften Weg der dienenden Liebe?

Die Gnade Gottes erfüllte ihr Herz mit seliger
Freude und trug sie in lieblicher Stille. Das Wohl-
wollen war die Quelle, aus der sie schöpfte. Sie las
und erhellte es auch ihren Kranken. Im Gebet
erfüllte sie Kraft zum Durchhalten in den un-
möglichen Schwierigkeiten der ersten Jahre und un-
widerstehliche Hilfe in besonderen Nöten.

Im Jahr 1856 verheiratete sich Sophie mit Fried-
rich Dänflinger, einem warmen Freund ihres Werkes.
Wahrscheinlich ein unglückliches Paar! Dänflinger war zwölf
Jahre jünger, Sohn eines Logenherren und Re-
solutionsbüro, selbst Logenherren von Be-
ruf, aber mit einer guten Bildung ausgestattet. Er
hatte während seiner Wanderjahre in Deutschland
und England die eine ständige Besessenen und
war inwieweit zu einem mühsamen Bekanntheit
Glaubens herangereift. Gemeinsam mit seiner Frau
tun hand er dem Diakonissenhaus vor. Er war ein
gelehrter und origineller Hausvater. Mit seiner prak-
tischen Begabung und Erfahrung ergänzte er prä-
chtig seine bedeutende, hochschöne Frau.

Das Werk wuchs langsam in die Länge und in die
Weite. Es hatte jetzt seinen Sitz in größeren, hellen,
aber immer noch gemieteten Räumen an der Nide-
laube. Später fand es dann eine bleibende Stätte
auf dem Blumenberg und an der Altenbergstraße
bis an die Aare hinunter; das Mutterhaus der Schwe-
stern, die Diakonissenanstalt Salzen, die Säuer-
für die Krankenpflege der jungen Schwestern,
die Altersheim, Wirtschaftsbetriebe und Sozialer-
einstellungen. Doch auch nach außen hin wuchs das
Werk bis über die Landesgrenze nach Frankreich und
in größerem Maße nach Deutschland hinüber.

Nach Frau Dänflinger von Burkenbergers Heim-
gang im Jahr 1878 trat Jenni Schenkel aus Bas-
el, zweite Gattin Dänflingers, an ihre Stelle als Dia-
konissenmutter. Sie war die Tochter des bedeutenden
Rechtsgelehrten Professor Johannes Schwell. Als im
Jahre 1900 Friedrich Dänflinger die Augen schloß,
führte sie das Diakonissenhaus, unterstützt vom Komitee,
weiter. Sie verband eine gute Wirtschaftlichkeit
und viel Menschkenntnis mit einem ausgeprägten
Talent zum Regieren.

Sie war eine originelle und unpopuläre Persönlich-
keit, die unter den Schwestern, aber auch bei Behör-
den, Kommissionen und Anstaltsleitungen ihren Willen
durchzusetzen verstand. Sie war Sommer und
Winter weit gefeiert, und wohnt sie 3. Miethaus im
tiefen Winter ihren Stationen im Schlitten nachhau-
te und bei einem Kommissionsmitglied zu einer Be-
sprechung und einer Tasse Tee landete, so hinterließ
sie bei der ganzen Familie einen weichen Nach-
druck, einen unüberwindlichen Eindruck.

Nach ihrem Tode — 1918 — zeigten sich schmerz-
liche Mängel und Schäden im Werke, die es in seinen
Grundfesten zu erschüttern drohten. Alles war am
Absterben, und das Neue konnte nicht recht zum
Durchbruch kommen.

In diesem Zeitpunkt stellte sich dem Werk ein
Mann zur Verfügung, der mit einem seltenen Ver-
ständnis die Wichtigkeit umfangreicher Neuerungen im
Diakonissenwesen erkannte, und damit ein hervor-
ragendes Organisations-talent mitbrachte.

Herr Dr. Adolf Frey von Wattenwyl über-
nahm 1916 die Leitung der „Dänflinger Schwestern“.
Die Statuten wurden geändert, eine Direktion und

ein Direktionsausschuss eingefügt und der Vorsteher,
heute Rektor genannt, mit der Leitung betraut.
Herr Frey hat außer dem materiellen Ausbau
des Diakonissenhauses große Verdienste, was be-
sonders auf dem Gebiet der Schwestern-Ausbildung.
Was die Arbeit der Diakonissen in den ersten Jahr-
zehnten ihres Wirkens, des religiösen Dien-
stens am kranken Mitmenschen aus Liebe angeht,
so sollte dabei sehr oft eine genügende pflegerische
Ausbildung, nach dem Wunsche „mein Gott ein Wort
sich, dem gibt er den Segen“! Herr Frey hat sehr
früh erkannt, daß das Weiterbestehen der Diakonissen-
häuser überhaupt davon abhängen würde, daß ihren
Schwestern eine ebenso gute Ausbildung gegeben
wurde, wie sie die freien Pflegerinnen überhaupt
vermittelte, und wie sie die vor allem auch die Entwid-
lung der ärztlichen Wissenschaft dringend erforderte.
Er sah vor allem keinen Widerspruch in der An-
nahme eines solchen und vielseitigen Willens durch
die Schwestern und der religiösen Grundhaltung,
die die conditio sine qua non jedes Diakonissen-
hauses bilden muß. So glied er den theoretischen
Unterricht dem der anderen Ausbildungsstellen an
und erreichte dadurch in den fast 30 Jahren seines
regensreichen Wirkens, daß seine Schwesternschaft im
ganzen Land und weit über die Landesgrenzen hin-
aus einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, den sie
heute im Ablesen von Frau Dänflinger in pflegerischer
Beziehung nicht mehr voll genöß.

Daß bei einer solchen Ausbildung auch die Nach-
frage nach Schwestern wuchs, beweist die Ausdehnung
der heutigen Aufgaben. Nach Abtrennung des deut-
schen Zweiges arbeiten heute 850 Diakonissen in 31
eigenen Betrieben und Anstalten, in 37 Spitälern,
35 Gemeindefestungen, in Privatpflegen, im Dienst an
Alten, Jugendlichen und Kindern, an alkoholkranken
und gefangenen Frauen und auf zwei Missionsstatio-
nen im Orient. Schwesternmangel und das Problem
des Nachwuchses auch hier.

Wie weitgehend und physchologisch richtig Herr Frey
organisierte und dem Werk immer die frucht-
barsten Kräfte und Mitarbeiter zuzuführen verstand,
beweist der Umstand, daß er konsequent den Stand-
punkt vertrat, daß die Schwestern auch in der Lei-
tung des Werkes teilnehmend zu Worte kommen
müßten und einen Teil der Verantwortung mitzu-
tragen hätten. Es gehören heute neben der Oberin
vier weitere Diakonissen der Direktion an, ein
Kommissar, der von ähnlichen Anstellungen nicht im-
mer erreicht wird und der sicher viel zur Verbur-
denheit der großen Diakonissenfamilie beiträgt.

Das bekannteste Eigenkapital des Diakonissen-
hauses ist das 1888 eingeweihte und 1928 zu einer vor-
bildlichen Privatankunft umgebaute Salem-Spi-
täl, wo ausgezeichnete Kräfte wirken und Patienten
aller Welt Heilung finden.

Herr Frey hat an der Jubiläumssfeier sein Amt
nach fast 30jähriger Treue und gesamer Arbeit
in die Hände von Herr Richard Baum-
lin abgeliefert. Möge es diesem vergünstigt sein, im gleichen
Sinn und mit dem gleichen Erfolg ein Werk der Liebe
und der christlichen Hilfsbereitschaft weiterzuführen,
das vor 100 Jahren ein junges Mädchen mit ein
paar warmen Betten und einem unerhörten
religiösen Glauben in die Wirklichkeit und Notwendig-
keit seines Tuns ins Leben gerufen hat und das
heute unter guter Pflege zu einem starken Baun an-
gewachsen ist, der seinen Segen freudig über das ganze
Land.



Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CO. AG.
Nuscherstr. 44 Zürich 1

Heinrich Barth
ordentl. Professor an der Universität Basel
„Grundlagen der Gemeinschaft“
Fragen und Antworten eines
Schweisers

„Die Fragen sind der gegenwärtigen Zeit gewidmet,
für deren Probleme der Haster Ordinarius für Philo-
sophie in klarer Form Rat weiß und entscheidend
16sunen sozialer, wirtschaftlicher und kultureller
Art der Schweiz sinnvoll deutet. Mögen viele sie
dem sichern und besorgten Führer anvertrauen
(Basel)andschaftliche Zeitung, Liebst“

Zu beziehen beim Verlag: Buchdruckerei Winterli,
AG, W n erthur, sowie bei den Buchhandlung-
zu Fr. 1.75 plus WUST.

hier abtrennen

ich bestelle

Exemplare Heinrich Barth: „Grundlagen
der Gemeinschaft“ à Fr. 1.75 plus WUST


Name

Adresse



Der heimelige
Teerraum
Marktstrasse 18
Bipefistube
W. BERTSCH, Sohn
Zürich

Ihre Buchhaltung
einrichten ordnen nachfragen abschliessen
durch **Marg Gloor** Rötistrasse 2
Zürich 7 Tel. 29313



SCHAFFHAUSER WOLLE

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770

Spezialitäten in Fleisch-
und Würstkonservern

Filiale Bahnhofplatz 7

Die Zierde Ihrer Küche:
der elektrische Herd!



Seine Kochplatten sind auf 4
Heizstufen genau regulierbar.
Sein Backofen hat Ober-
und Unterhitze und läßt Ihnen dank
seiner feinen Regulierbarkeit
kein Backgut verderben.

Die Anschaffung elektrischer
Herd wird vom EWZ subvention-
iert. Besuchen Sie uns bitte
— wir beraten Sie gerne.

Baumann, Koelliker
Co. A.G., Sihlstr. 37, Zürich Telephon 33733

Billige
**Ferlen-
Kleider**
in diversen
Ausführungen



MÖLLER
ZÜRICH
Sommerau

Große Auswahl
Damen-Strümpfe
Rayonne una Seiae
der Fanny Meyer, MERCERIE
Poststrasse 8, Zürich 1



Werbeständige
Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPFICHEN
UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOH-
NUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BE-
SICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER
FELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

HAUSHALTUNGSSCHULE ZÜRICH
Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins

**Koch- und
Haushaltungskurse**

a. Jahreskurs für Interne und Externe.
(Hauswirtschaftskurs I, Teil) Beginn Mitte Okt. 1944.
b. Halbjahreskurs für Interne und Externe.
Beginn Mitte Oktober 1944 und Mitte April 1945

Prospekte: Auskünfte täglich 10-12 und 14-17 Uhr
durch das Büro der Haushaltungsschule, Zeitweg 21 a
(Telephon 6776)

Berücksichtigen Sie
bei den Einkäufen
die Inserenten
dieses Blattes

Brillen



gut & preiswert bei
**OPTIKER
Berling
ZÜRICH I**
LIMMATQUAI 134
b.d. BAHNHOFBRÜCKE

**Wäsche
nach Gewicht**

das einfachste für die Hausfrau
Schonendste Behandlung
bei billigster Berechnung
Tadellose Ausführung Ihrer
Wäsche

**Walchenthal M. Trottmann
Wintthur**
Wiesenstr. 3, Tel. 21652,
Ablage Badgasse 21642.

Sprachferien-Austausch der Pro Juventute

„Ja, mein Vater kommt im Frühling aus der
Schule“, sagt Frau Schmid zu Frau Huber, während
sie beim Vater warten. „Mein Mann will
ich nun gleich in die Austauschferien einreisen
lassen, oder mich dünkt, ein bisschen Ferien würden
dem Bub doch auch noch sehr gut tun. Wir hätten ihn
ja gerne für ein paar Wochen ins Weidloch geschickt,
aber bei diesen Zeiten...“ Sie weicht ein wenig und
kaut ihre Märlein auf den Lebendlichen. „So so, der
Vater ist also auch schon so weit“, antwortet Frau
Huber, „wie doch die Zeit vergeht. Mir ist, als sei
unser Damm erst leghin aus Lausanne heimgekom-
men, dabei sind's zwei Jahre her. Wir müßten ja auch
rechnen bei uns zu Hause, aber dieser Aufsehtfall
hat dem Damm so gut getan, daß wir Beist nicht

der Schule auch hindrücken werden, mit der Pro Ju-
ventute Austauschferien kommt die ganze Weidloch-
gar nicht so teuer.“ „Pro Juventute natürlich“, ruf
Frau Schmid und wack ihren Brustwunder ein, „ich
glaube sogar, leghin einmal etwas von einem Sprach-
ferien-Austausch gelesen zu haben — aber man hat
ja so viel im Kopf, daß ich das ganz vergessen habe.
Lesen Sie wohl, Frau Huber, ich werde heute
glaub doch noch einmal mit meinem Mann reden.“
Das hat Frau Schmid — mit dem Erfolg, daß sie sich
anderntags bei der Pro Juventute genau infor-
mieren läßt und Folgendes erfährt:

„Schweizer Jugendferien“
Das neue eidgenössische Berufsausbildungs-
gesetz gibt jedem schulenlajenen jungen Schwei-
zer den Anspruch auf mindestens sechs aufeinander-
folgende Ferientage pro Jahr. In verschiede-
nen Kantonen und einzelnen Betrieben werden
den Lehrlingen zwei Wochen Erholung gewährt,
was sich wiederum in erhöhter Arbeitsfreude und
Arbeitsleistung auswirkt. Um diese Ferien mög-
lichst sinnvoll zu gestalten und auch Unkosten-

man nur entweder Beifall klatschen zu dem, was die
jeweiligen Regierungen anordneten, oder schweigend
und verärgert, von allen verlegt beiseite stehen;
die Schweizer konnten mitwirken und gegenwirken
nach der eigenen Ueberzeugung. In der Ansohdäre,
die dadurch entstand, war mit leicht zu ahnen. Ich
sagte mich hier mit auf einem hohen Berge, von
reiner Luft als im Tale umhüllt...
Ich fühlte mich in Zürich so zu Hause, die ich fürte,
den ersten hochdeutlich gesprochenen Worte, die ich hörte,
wenn ich vorübergehend nach Deutschland reife, mich
fremd und peinlich berührten: die Sprache war die
Gesichter kamen mir flüchtig, verflüchtener vor
als in der Schweiz. Ich behauerte, daß nicht auch in
Deutschland überall die Mundart und die volkstüm-
liche Sonderart gepflegt worden war, und ich sprach
das der Zentralisation zu. Meine Vorliebe für das
Mannigfaltige und Abwechslung gegen das Uniforme
war wohl, zunächst eine, alljährlich, wie ich denn
glaube, daß ich nach Rückkehr damals eher eine
allseitige als eine einseitige Weltanschauung hatte.
Ich hatte einen leidenschaftlichen Hang für das
Schöne. Aber im tiefsten Urgrund ist doch wohl das
Schöne eins mit dem Wahren und Guten. Jedenfalls
kann man, glaube ich, behaupten, daß das Mannig-
faltige im politisch-sozialen Leben nicht nur sich
schönere, sondern auch besser auswirkt. Strebt doch
die Natur überall zum Mannigfaltigen, und man
verkennt ihren Reichtum, indem man zentralisiert.

Ausgangsarbeit aus Richard Such „Frühling
in der Schweiz, Jugendferien“, Atlantis-
Verlag, Zürich.



20 Personen aus lang Dienst am Gast!
BAHNHOF-BUFFER ZÜRICH
Küche, Kaffee, Tee, Obst, Süßigkeiten
Küche, Kaffee, Tee, Obst, Süßigkeiten

reide Erinnerung sein. Jedes Land feierte mög-
lichst nur seine Dynasten vom dynastischen Stand-
punkt aus. War das nicht einst anders gewesen?
Mehr und mehr bildete sich in die Ansicht
aus, daß die Schweiz sich in der Bahn weiterent-
wickelt habe, die im mittelalterlichen Deutschen Reich
eingeschlagen gewesen wäre, von der zuerst die Re-
formation, hauptsächlich aber der Absolutismus
Deutschland ablenkt hätte. Hier in der Schweiz
sahen wir das wahre, das unentfesselte Deutschland
zu sein, denn ich mich glücklich fühlte, hier wurden
noch die beiden großen Tendenzen des mittelalter-
lichen Reiches, die universalen und die föderalistische
Idee, hochgehalten und verwirklicht. Auch die eigen-
tümliche Mischung von demokratischen und aristo-
kratischen Elementen, wie sie in den Städten des
Mittelalters sich ausgebildet hatten, war hier erhal-
ten geblieben. Ich hatte, obwohl meine Kindheit in
die Zeit des Krieges von 1870 und der Reichgrün-
dung fiel, niemals die Schwärmer für das neue
Reich teilen können, die so allgemein war. Nicht ein-
mal für Bismarck und den alten Kaiser konnte ich
mich begeistern, und die Aufkündigung an das Mittel-
alter, die amnestiert wurde, indem man Wil-
helm I. als Radfahrer der großen Sachsenkaiser
oder der Hohenstaufen hinstellte, fand ich verfehlt.
Das neue Reich war, fand ich, etwas von Grund
aus anderes, es schloß sich nicht an das Mittelalter,
sondern an den Absolutismus. Den habe ich, ich
war Republikaner, ohne je, fowelt mir bemußt ist,
in dieser Richtung beeinflusst worden zu sein, es
war mir angeboren. Im damaligen Deutschland konnte

MAISON *Carth*
BEQUEMERE DAMENBEKLEIDUNG
 ELEGANTE BLUSEN
 FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHERWEG 8
 TELEFON 732221

ten die Möglichkeit zu einem Klimawechsel und einem Ferienaufenthalt zu gewinnen, hat die Pro Juventute die „Schweizer Jugendferien“ geschaffen:

Lehrjahre und Lehrtätigkeiten sollen durch Luftveränderung, einfache, gesunde Kost und frohes Spiel mit gleichaltrigen Kameraden neue Erlebnisse, körperliche Erholung und festliche Stimmung finden. Mittelschülern und Studenten wird geholfen, ihre Ferienzeit gleichzeitig für die berufliche Ausbildung auszuwerten durch Aufenthalte in anderen Sprachgebieten der Schweiz, und später wieder im Auslande. Jungen Auslandschweizern werden Ferien in der Schweiz ermöglicht, um ihnen in den Wandergruppen Kenntnis und Liebe zum Heimatland aus eigenem Erleben zu vermitteln.

Wahlen Sie das?

Eine noch viel zu wenig bekannte Unterabteilung der Schweizer Jugendferien ist der Sprachferien-Austausch der Pro Juventute. Man hat sich ja schon genug über unser „francois fédéral“ lustig gemacht, und wirklich ist es unverständlich, daß wir Ditschweizer im Durchschnitt noch so ein miserables Französisch sprechen, wo wir nur ein paar Eisenbahnstunden von der deutschen Schweiz entfernt sind. Mit dem Italienischen steht es noch schlimmer, und umgekehrt befindet sich der Genfer oder Neuenburger im Allgemeinen mit der deutschen Sprache auf ziemlich gespanntem Fuße.

Die Pro Juventute geht nun von dem Gedanken aus, daß wohl bei vielen jungen Menschen die Freude und der Wunsch nach einem Ferienaufenthalt in einer anderssprachigen Gegend durchaus vorhanden wären, daß aber die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse eine solche Ausgabe nicht gestatten. Sie hat sich die verbindliche und gegenseitige Aufgabe gestellt, in ihrem Jugendferienbüro den Austausch von Jugendlichen aus den verschiedensten Bundesstaaten zu fördern und zu organisieren. Auf diese Weise bereichert der Vater aus Frauenfeld für einen Monat ins Welsche, und dafür zieht der Jean-Louis aus Neuenburg in seinem Elternhaus ein. Wenn genügend Platz vorhanden ist, können die Ferien auch zu zweit organisiert werden, das heißt, Peter bringt mit Jean-Louis

erst zwei Wochen in Neuenburg und zehrt ihm nachher bierzehn Tage lang die Schönheiten seiner eigenen Vaterstadt. Nicht selten entwickeln sich aus einem solchen Austausch Freundschaften, die zum beglückenden Erlebnis werden können und die Verbundenheit unserer Jugend untereinander verstärken.

Nur ein paar Einzelheiten.

zur allgemeinen Orientierung. Ausfüßliche Prospekte und Anmeldeformulare können jederzeit auf der Zentralstelle (Stämpfenbachstraße 12) bezogen werden:

Die Zentralstelle macht für die angemeldeten jungen Leute Familien ausfindig, bei denen sie im Austausch „au pair“ ihre Ferien oder einen länger dauernden Sprachaufenthalt verbringen können. Der Austausch kann sowohl zwischen den verschiedenen Sprachgebieten der Schweiz, als auch in normalen Zeiten wieder, mit dem Ausland stattfinden. Die Zentralstelle prüft die eingegangenen Meldungen, holt die Referenzen ein und tauscht die am besten passenden Partner gegenseitig aus. Natürlich wird bei der Auswahl weitgehende Rücksicht auf die soziale und religiöse Stellung genommen, ebenso müssen der Anmeldung eine Photographie und ein ärztliches Zeugnis beigelegt werden, um jede Möglichkeit einer Gesundheitsgefährdung des fremden Kindes wie der fremden Familie zu vermeiden. Ueber die Dauer und den Zeitpunkt des jeweiligen Austauschens — ob er gleichzeitig oder nacheinander stattfinden wird — haben sich die betreffenden Familien selbst zu einigen.

Jede Familie, die einen Austauschpartner anmeldet, verpflichtet sich, ihrem Partner ein angemessenes Zimmer zur Verfügung zu stellen, außerdem für seine Gesundheit zu sorgen und seine Arbeit zu übernehmen. Sie soll dazu lesen, daß er sich nicht langweilt — kurz, ihn wie das eigene Kind behandeln. Dafür muß der junge Gast sich den Gebräuchen seiner Gastgeber anpassen und ihnen mit der selben Achtung wie seinen eigenen Eltern begegnen.

Bei einem Unfallfall oder Erkrankung gehen die Kosten für ärztliche Behandlung zu Lasten der Eltern des Jugendlichen. Die Gastgeber sind verpflichtet, in diesem Falle die Eltern sofort zu benachrichtigen. Für körperliche oder wirtschaftliche Schäden der Austauschpartner oder ihrer Familien kann die Zentralstelle keine Verantwortung übernehmen.

Frau Schmid ist von den Ideen begeistert: An Ausgaben entziehen auf diese Weise nur die Reiseflohen, das Taschengeld, sowie eine kleine Einzahlung und Semesterrücklage. Ihr Peter wird an einen sprachlich ausgemittelten, fröhlichen Jungen geschickt können und seine Sprachkenntnisse erweitern. Und sie selber wird dann auch nicht allein zu Hause sitzen müssen (wirklich, davor fürchtete sie sich auch ein bißchen!), sondern da wird ein munteres welsches Mädchen in Peters Zimmer wohnen, seine Bücher lesen und mit seinen Freunden plaudern und Ausflüge machen — vielleicht wird er sogar den Rechtswörterbuch soweit auf die Straße hinstrecken.

so wie Peter das der welschen Mutter befragen wird... Ihre Begeisterung und Ueberezeugungskraft sind sehr wirksam: Vater Schmid legt seine Pfeife beiseite, und dem eintretenden Sohn wird die große Antwort verlobt: Bevor er seine Buchbinderlehre antritt, darf er durch den Sprachferien-Austausch der Pro Juventute einen Monat im Welschland verbringen.

Drei Mittel der ethischen Sprachherziehung

Die Harz Vorlesung

Wie ungeheuer wichtig es für die Erziehung zur sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist, dem Kinde nicht unverständliche Worte, sondern auch eine Vorstellung von deren Inhalt und Bedeutung zu geben, hat Pestalozzi im „Schönwägenfang“ noch einmal eindringlich betont: „So wie man beginnt, dem Kinde leere Wörter, als wären sie Sachkenntnisse, in den Mund zu legen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, von denen es wieder durch die Gefühle seiner inneren Natur noch durch die Sinnesindrücke seines äußeren Lebens ein Realfundament ihrer wirklichen Bedeutung in sich selbst trägt, so geht man offenbar in der Ausbildung seiner Sprachkraft vom Grundfah, „Das Leben bildet“, ab, und indem man dieses tut, legt man ins Kind den Grundstein aller Verkehrtheit und aller Unnatur im Gebrauche der göttlichen Gabe der Sprachkraft.“

Der kindliche Stil

Wenn die Aufsätze und Briefentwürfe, die die Kinder als Hausaufgabe geschrieben haben, langweilen, sind in der Regel die Eltern die Schuldigen, die den Kindern statt geholfen, einfach fertigerige Sätze in die Feder diktiert haben: „Sei du munter und gesund? Uns geht es gut. Wir haben eine gute Ernte unter Dach gebracht. Wir können zufrieden sein mit diesem Jahr“, usw. Zwar hat es das Kind leichter, wenn es die Schreibweise der Erwachsenen nachahmen darf, aber so lernt es nicht schreiben. Seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit entwickelt sich nur, wenn es das zu schreiben versucht, was es sagen möchte, und nicht das, was Mutter und Lehrer es zu schreiben beauftragen. Der selbständige Stil gelinzt ein wenig schon dem Zweitkläfser, der seiner Mutter aus den Ferien schreibt: „Ich habe Heimloch, kommst Du am Dienstag zu mir? Kommt Du? Was macht Kästli? Beißt ihm besser, sag einmal? Was macht Annemarie, jag? Und Suji und Simon und Schaanelli, jag? Für ein Kind gibt es nur den kindlichen Stil.“

Kampf der Unwahrscheinlichkeit

Ein Schäufelin, dessen Wohnhaus an einer Straße steht und nirgends an einen Blumengarten grenzt, schrieb unter dem Einfluß eines sentimental, apfthelfernden Aufsichtunterrichtes: „Im dichten Grün der Obstbäume steht mein liebes Vaterhaus, das von einem schönen, mit Blumen geschmückten Garten umrahmt ist.“ Weshalb Beschäfte gegen eine wahrheitsgetreue Darstellung sind in jenen Schulen an der Tagesordnung, die dem Scheinbild der Sprachfünftel buldigen. Den Aufsatzfächern sollten wir bloßstellen, wo immer er auftritt.

den geschmückten Garten umrahmt ist.“ Weshalb Beschäfte gegen eine wahrheitsgetreue Darstellung sind in jenen Schulen an der Tagesordnung, die dem Scheinbild der Sprachfünftel buldigen. Den Aufsatzfächern sollten wir bloßstellen, wo immer er auftritt.



Wesen und Würde der Mundart. Von Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich.

Seit etwa zehn Jahren waltet in unserm Volke die Ansprache über unser Schweizerdeutsch. Seitiger Gier auf der einen und großartigem Mitleiden auf der andern Seite ließen das für und Wiber oft lange nicht in ein sachliches Gespräch kommen. Der Krieg brachte uns nun auch in dieser Gemütsfrage unserer Kultur zur Befinnung. Das sprachliche Bändchen faßt die Gemütsorgane und Erfahrungen in lebendiger Weise zusammen. Die Freude am überzeugenden Beispiel leuchtet uns auf jeder Seite entgegen, ob es sich nun um ein trübes Landsgemeindeort oder um ein schönes Liebesgedicht von Meinrad Lienert oder Jakob Burckhardt handelt.

Wahrhaft kostbar wirkt die Einsicht, daß bei einer laubren Grenzberührung beide Teile gewinnen, die „von laubren Meistern erprobte und gestimmte Hochsprache“ und das Schweizerdeutsch, das uns einigermassen „das Geheimnis der Heimat hütet und offenbart“. Was merkwürdiger Gier zu den hebräerit Deutlich hat Georg Thürer hier sein Sprachkenntnis abgelegt.

Redaktion

Dr. Fritz Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telefon 460 80, (abwiegend 20. 7.—11. 8.). Vertretung: Frau E. Sander - v. Gommens, Winterthur, St. Georgenstraße 68, Telefon 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elise Kälin-Spiller, Rüschberg, (Zürich).

VIM
 putzt alles schonend
 auch stark beschmutzte Hände!
 Preis: 55 Cts. inkl. Wust und mindestens 5% Rabatt. (Vorrang-Vergleichspreis: 52 Cts.)

Verkaufs-Läden

Freitag, 28. Juli 1944

Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Basel, Basel-Stadt, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal,



«Die Zeitung in der Zeitung»

Das würde ihnen so passen!

Die „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ gilt seit wieder einmal gegen den verhaltenen Migroswagen. Pneuromanagement — Benzinnangel — welche langerehnte Gelegenheit, um den fahrenden Konkurrenten um die Ecke zu bringen!

Ein erster Artikel vom 23. Juni fand in unserer Genossenschaftszeitung „Wir Brückenbauer“ am 30. Juni die gebührende Antwort. Nun regt sich das Organ des Spezialehändlerverbandes zum zweitenmal (14. Juli), um nochmals seine kläglichen Argumente an den Mann zu bringen: Wohl verbringt der Migroswagen nicht nur ein Verkaufsbüro, sondern vor allem eine Transportleistung, aber „es ist noch niemand verhungert, weil es einmal keine Migroswagen gab, und es würde niemand etwas mangeln, wenn sie ihren Tausenden von Genossen des Autogeschlechtes auf das Stöckel folgen müßten“. Die Transportleistung würde dann „ganz einfach“ von Bahnen und Pferdefuhrwerken übernommen.

stellen und Routen besonders hart treffen mußte, weil eben der Migros-Wagen gleichzeitig Transport- und Verkaufs-Instrument ist.

Dabei ist eines besonders bemerkenswert: Als der erste Vorstoß gegen die Migros-Wagen kam, in Form einer „wohneinenden „privaten“ Anordnung an das Kriegs-Industrie- und Arbeits-Amt, da hat man wenigstens noch die Vorsicht besessen, die Einstellung der Migros-Wagen nur an jenen Orten zu verlangen, wo ein Migros-Laden vorhanden sei. Heute heime man sich schon viel ungenierter. Die Migros-Wagen sollen überall weg, auch da, wo kein Migros-Laden ist; die Kunden der Migros sollen dann halt in die Spezialehändler pilgern, wo sie entsprechend freundlich empfangen werden dürfen. Für die entstehenden Preisdifferenzen können sie sich dann bei der „Schweiz. Spezialehändler-Zeitung“ brieflich bedanken.

Der Konsument ist aber kein Herdentierchen, das man nach Belieben in diesen oder jenem Pferch sperrt —

das sei Ihnen nochmals in Erinnerung gerufen, verkehrte die „Spezialehändler-Zeitung“. Sie haben ihn aus dem Busch geklopft mit den unvorsichtigen Worten, von „niemand, der ohne Migros-Wagen verhungert“. Er wird sich zu wehren wissen gegen Machinationen, die letzten Endes auf Verteuerung seiner Lebensmittel hinauslaufen. Der Schweizer hat es nicht besonders gern, einem Zwang unterstellt zu werden — auch nicht dem Kaufzwang im Spezialehändler.

Anti-Migros-Propaganda auf dem Lande

In einer Reihe von Landzeitungen erscheint ein anonymier Artikel (Korr. usw.), in dem behauptet wird, die Migros verkaufe Christen zu 60 Rp. Das wäre ja zu schön für die Hausfrau! Tatsächlich verkaufen wir in Zürich das Kilo zu 80 Rp. — zahlen aber den Produzenten den rechten Preis —, nicht zuletzt, um zu verhindern, daß die Kirchen ins Brennfaß wandern, sondern die Hausfrau davon profitiere.

Der Zweck der falschen Preisangabe im genannten Artikel ist aber durchsichtig. Man will vor allem die Migros den Bauern einmal mehr als Preisdrücker vorstellen.

Und gegen das protestieren wir!

Tatsache ist, daß wir in einer Woche 300 000 kg Kirschen placierten, davon einen wesentlichen Teil bei unserer eigenen Fabrik, der Produktion AG Meilen, die 125 000 kg Kirschen zu den offiziellen Preisen abgenommen hat, um den Markt zu entlasten. Heute könnte man die „gerupften“ sogenannten Konservenkirschen erster Qualität von Händlern zu 50 und 60 Rp. kaufen anstatt bis zu 80 Rp., wie wir bezahlen. Die Differenz macht nicht weniger als 20 000 bis 25 000 Fr. aus, die wir den Bauern mehr bezahlen.



Der Ausweg aus dem Zuckermangel

Rübenzucker ist knapp; das empfinden die Hausfrauen ganz besonders jetzt, wo sie vom Früchtesegen einen größeren Vorrat für später anlegen möchten. Mit Birnen-Dicksaft können Sie den Zucker strücken. Dieses neue Produkt eignet sich als Ersatzmittel wie auch zum Süßen von Speisen, Kompott, Konfitüre, Bircher-Muesli, Gebäck usw.

Birnen-Dicksaft, eisigsaft
 Dose zu 1 kg netto, inkl. Wust . . . 3.60
 Dose zu 665 g netto, inkl. Wust . . . 2.50



Die ganze Familie liebt den guten MIGROS Kaffee

Bonarom Paket 150 g -85
Campos Paket 160 g -70
Columban Paket 150 g -80
Exquisito Paket 150 g -90
Zaun, koffeinfrei Paket 150 g -85

Hiesiges Obst und Gemüse

Täglich große Anfunken zu günstigen Preisen

Ein Qualitätsprodukt aus erstklassiger, reiner Seife und deshalb für das Waschen und die Pilege aller Textilien mild und schonend.



«Weiße Wolken», die hochprozentige, leichtlösliche Reinseife in Pulverform. Für alle Wasche, auch Feingewebe aus Seide und Wolle. Einfallgewicht 280 bis 290 g, 200 Einheiten
 Nettopreis, inkl. Wust **-85**

Mir müend huuse...! Drum göm mer zur

MIGROS